

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 26 (1958)
Heft: 12

Artikel: Die grosse Wende
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-570391>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE GROSSE WENDE

Es wollte wieder einmal nicht Weihnacht werden.

Grau in grau lauerte ein unfreundlicher Himmel auf den hereinbrechenden Abend und auf die weissen Flocken, die nicht fielen. Nur eine kalte Feuchte gab dem Asphalt etwas Glanz, in dem sich die festlich geputzten Auslagen ein wenig spiegeln konnten. Bald würden die Türen geschlossen werden und eiserne Rolläden alle lockenden Herrlichkeiten, die keine Gnade vor den Augen der Käufer gefunden hatten, verbergen. Uebrig blieben dann nur noch die heimwärts Hastenden, die vorbeiflitzenden Wagen, das Rollen der Trams und ihre kreischenden Bremsen. In den Häusern begann das Fest der christlichen Liebe — und der konventionellen Lüge. Eine Lüge war es doch meistens geworden, verbrämt mit Flitter und Sentiments. Mehr nicht. —

Georg hatte diese Lüge noch nie so schmerzlich empfunden wie diesmal. Seit den Nachmittagsstunden stand er hinter dem grossen Fenster seiner schönen Wohnung in dem neuen Hochhaus, die er erst vor Wochen gemietet hatte, als die grosse Auseinandersetzung mit Felix unausweichlich geworden war und sie beide nach vielen gemeinsam verlebten Jahren getrennt hatte, endgültig getrennt. Die tägliche Nähe war untragbar geworden, seit der Andere, der Junge mit der schönen, unbeschriebenen Larve zwischen sie getreten war. Georg hatte noch immer gehofft, es würde eine kleine Episode bleiben, der in der langen Gemeinsamkeit zwischen ihnen kein Gewicht zukäme. Denn Felix war immerhin fünfundsechzig geworden und ihre Freundschaft und Liebe hatte zwei Jahrzehnte überdauert. Als aber der unbedeutende Schönling fast täglich zum Essen erschien, und es im Spätherbst Gewissheit wurde, dass er das Fremdenzimmer beziehen würde, ertrug Georg die quälende Spannung nicht mehr. Nach einer hässlichen Szene, an die er nur mit Widerwillen zurückdenken konnte, hatte er die einzige mögliche Konsequenz gezogen.

Von den Türmen schlug es fünf Uhr. Georg wandte sich ab. Jetzt würden wieder Tausend und Abertausende nach Hause eilen, sich festlich kleiden, den Raum schmücken, die Geschenke bereitlegen, die Kerzen anzünden. Er hatte sich davon ausgeschlossen, klar und bewusst alles von sich gewiesen, was billige Gemütsbewegungen hätte auslösen können. Die Weisstannenäste, die er in den Adventstagen noch gekauft hatte, lagen draussen auf dem Balkon; den liebenswerten weihnachtlichen Krimskram und die Kerzen hatte er weggeschlossen, und die grossen herrlichen Bildbände, die sich Felix schon lange wünschte und die er, der Ueberflüssige, der Abgebaute, der Lächerliche, schon im November mit etwas schlechtem Gewissen doch noch gekauft hatte, standen bereits zwischen seinen eigenen Büchern. Er hatte auch sie vor einer Stunde allen festlichen Schmuckes entkleidet. Wozu lügen, wenn es möglich ist, dass ein unbedeutender und im Geistigen noch nirgends beheimateter junger Kerl es fertig bringt, Jahrzehnte wie halbverfaulte Blätter wegzuwischen, allein durch sein Dazwischenkommen mit einer gespielten Bescheidenheit, die nichts anderes war als raffinierte Berechnung, alles Gewesene auszulöschen. Nein, er war fertig mit der Vergangenheit, mit der Bitternis der letzten Monate; er wollte damit fertig werden und fertig sein. —

Der Apparat auf dem Nebentisch schrillte: zweimal — auflegen — dreimal — auflegen — zweimal. Es war ihr gemeinsames Zeichen in all den Jahren gewesen. Georg rührte sich nicht. Warum auch? Es war sinnlos. Noch einmal meldete sich die metallene Glocke, dann war der Ruf aus der Vergangenheit ver-

stummt. Georg war zu tief verletzt. Mochte es Felix halten wie sein Geschäftsführer, der jetzt wahrscheinlich seiner Maitresse wieder einen kostbaren Pelz gebracht hatte, nachher zu Hause auftauchte und sich bei Frau und Kindern mit einer faden Ausrede entschuldigte und dann ebenso bedenkenlos wie rühselig Weihnachtslieder sang. Georg konnte kein Doppelspiel ertragen. Und was ihm Felix zugemutet hatte, war eines. Es war nicht nur blinde Eifersucht gewesen und nicht nur das Gefühl des nun Danebenstehenden, das ihn zur Trennung veranlasst hatte. Nein, gewiss nicht.

Er stand auf, nahm ein Buch und las. Aber weder Augen noch Gedanken gehorchten ihm. Und so sehr er sich auch mühte, nüchtern und sachlich zu bleiben — der Macht der kommenden Stunden stimmte er sich vergeblich entgegen.

Da — wiederum der Apparat: zweimal — auflegen — dreimal — auflegen — zweimal. Und dann nochmals. Und nochmals. Nein, das war zu viel. Er nahm Hut und Mantel, stieg in den Lift und fuhr die zwölf Stockwerke hinunter. Draussen empfing ihn ein dichter, feuchter Nebel, der kaum die entgegenkommenden Passanten erkennen liess. Aber er fand seinen parkierten Wagen doch bald. Als der Motor ansprang und er sich in dem abklingenden Wirbel des Geschäftsschlusses zurechtfinden musste, wurde er ruhiger. Auf der freien Autobahn am Rande der Stadt gab die graue Nebelmauer die Sicht frei. Mit allem, was er aus seinem Wagen herausholen konnte, fuhr er zwischen den neuen Wohnkolonien, in deren Fenster schon die ersten Lichterbäume brannten, ins Ungewisse.

Er bog auf eine Seitenstrasse ab. Hinter dem Wald wusste er ein kleines Dorfwirtshaus, das wohl noch einen späten Gast empfing. Die entlaubten Bäume tanzten in bizarren Verzerrungen im Lichte der Scheinwerfer vorbei. Er dachte an Jean Cocteau's Film «Orphée», an die beklemmende Fahrt der Todesbotin mit dem leblosen Adonis in das Zwischenreich, in dem sich alle Wirklichkeit verwischt und nur noch das Reich der Seele Bedeutung behält, wo man zum Gericht geführt wird, wo nur noch die geheimen Wünsche der Vergeltung leben, aber auch die unerbittliche Anklage des eigenen Gewissens. Und Georg spielte einen Augenblick lang mit dem Gedanken, durch einen unglücklichen Griff am Steuerrad selbst in dieses Gericht einzutreten, aus dem es kein Zurück mehr gibt. Aber das wäre nur Feigheit der Wirklichkeit gegenüber, mit der er sich auseinander zu setzen hatte in lebender Verantwortung. Er wollte weder Flucht noch Sentimentalität, er wollte Wahrheit und Klarheit, nur das, nichts anderes. —

Die Strasse führte über den bewaldeten Hügel; er hatte den Nebel hinter sich gelassen. Die hohen Stämme mit den dunklen Kronen standen vor einem Meer von Sternen. Das tat ihm wohl. Das Licht der Scheinwerfer tastete, gleichsam liebkosend, die Fahrbahn ab. Weit vorn sprang ein Tier auf die Strasse. Georg bremste und hielt den Wagen an. Es war ein junger Fuchs, der mit grossen und erstaunten Augen in das Licht starrte. Die Ohren standen wie gelbe Sternspitzen auf dem hellroten Kopf. Das Weiss der Rute lag einer kleinen Wolke gleich auf der markierten Strassenmitte. War es nicht ein wundersames Geheimnis, dem Georg da begegnete: die Maschine, die ihn hierher trug, das Tier, das nicht begriff, und über allem die schimmernde Unendlichkeit? Langsam setzte der Fuchs Pfote vor Pfote und verkroch sich hinter den hohen, welken Gräsern des Waldrandes. Und langsam liess auch Georg seinen Wagen wieder anfahren. Die Natur hatte ihm wieder einmal ein kleines Wunder gezeigt; sie war gütiger als die Menschen. —

Als er wenig später das kleine Wirtshaus betrat, fand er es beinahe leer. In einer Ecke stand ein etwas lieblos geschmückter Baum. Man musste eben auch

einen haben, der Gäste wegen; die Beziehung dazu war jedoch wohl längst erloschen. Georg bestellte ein Glas Wein. «Vom selben wie immer», meinte die Serviertochter. Musste sie so ungeschickt sein, ihn daran zu erinnern, dass er so oft mit Felix hier gewesen war? Er leerte ziemlich hastig ein Glas und bestellte ein zweites. Das Radio spielte mit Vehemenz ununterbrochen Weihnachtsmusik; Georgs Bitte, man möge etwas leiser einstellen, wurde nur ungern stattgegeben. Hinter dem Buffet hantierte die Wirtin mit ausdruckslosem Gesicht. Ein Tisch mit Tellern und Bestecken wartete auf einige Pensionäre; die schräg stehende Kerze wird einige unliebsame Tropfen machen, wenn der armselige Zweig sie nicht aufhalten kann. Und die Wirtin wird nachher ein Palaver loslassen. Sie wartet jetzt nur noch missmutig darauf, bald ihr Poulet verzehren zu können, dem Knecht ein paar Socken zu schenken und der Serviertochter ein paar Taschentücher. Man muss den Angestellten doch auch was zukommen lassen an einem solchen Abend. —

Ein Arbeiter kam herein, unter dem Arm ein junges Tännchen eingeklemmt, und trank am Buffet einen Schnaps in ruhigen, auskostenden Zügen. Es war schön, das herbe Gesicht zu sehen, das schwere, volle Haar, die breiten Schultern im abgetragenen Kittel, die starken Hüften, die ein Ledergurt umschloss, die festen Schenkel in den Manchesterhosen, die den ganzen Kerl wie Säulen trugen. Er zahlte wortlos und ging hinaus. «Ein glücklicher Mensch», meinte Georg zu der Serviertochter, die ihm gerade einen der langweiligen Reklame-Aschenbecher hinstellte. «Der? Da haben Sie's sicher besser». Ihre Lippen verzogen sich zu einem nicht gerade freundlichen Grinsen. «Warum?» Georg konnte sich nicht vorstellen, was diesem wohlgebildeten jungen Mann, dem sicher alle Mädchen des Dorfes nachliefen, das Dasein trüben sollte. «Seine Frau hat vor vier Wochen einen Buben bekommen, aber — er ist nicht von ihm.» Ein böser Triumph lag in ihren Augen. «Ach, das lässt sich doch nicht so genau sagen», meinte Georg nachsichtig. «So — nicht genau? Er hat hellbraune Haare und sie flachsblonde, er hat graue Augen und sie blaue — und bei dem Kleinen ist alles kohlrabenschwarz, he?!» Und sie beugte sich so nahe zu ihm herab, dass ihr billiges Parfum allein ihm schon genug Widerwillen erregte: «Ein Italiener — er hat ihm das Nasenbein eingeschlagen — aber dann er hat gesagt: der Bub soll es wenigstens nicht entgelten, er könne ja nichts dafür . . .» Das Radio lief wieder auf Hochtouren und die Serviertochter machte Anstalten, sich an den Tisch zu setzen, um weitere Skandalgeschichten loszuwerden. Georg zahlte und ging.

Als er zurückfuhr, musste er immer wieder an diesen jungen Mann denken. Herrgott, war der gut gewachsen — und dennoch hatte seine Frau einen anscheinend noch schöneren gefunden! Aber das war plump gedacht. Es musste da noch etwas anderes gewesen sein, das sie untreu werden liess. *Nur* das Geschlecht, *nur* das Blut? Oder teilte sich im Geschlecht und im Blut eben doch noch etwas anderes mit, etwas, das wir nicht wägen können, das einfach plötzlich einmal da ist und die Menschen überfällt, überwältigt — mit ihrem Willen — gegen ihren Willen, etwas, das mächtiger ist als alles Denken? Etwas, das den jungen Menschen anfallen kann und den alten? Immer wieder sah Georg diesen Mann vor sich: diese Ruhe, mit der er dastand, diese Selbstverständlichkeit, mit der er trank, diese Behutsamkeit, ja fast Zärtlichkeit, mit der er das kleine Tännchen unter dem Arm eingeklemmt hielt, das er dem Buben bringen wird, der nicht sein Blut hat, aber etwas Größeres im Leben von ihm empfangen wird: die Liebe, die nicht das Ihre sucht, die schenkt und schenken will, weil alles Geben seliger ist denn Nehmen. Immer wieder sieht er diesen Kopf und die Haltung in der

Wendung, als er zur Türe ging. Was lag da alles drin: Abwehr gegen die Meute der Kleinlichen, die nie lieben können, weil sie innerlich zu arm sind, um das Wunder zu verstehen, dem wir alle ausgeliefert sind und die auch jenes Mirakel nicht verstehen, das in dieser Nacht auf die verwirrte Erde und zu den verwirrten Menschen kam. Selbstvertrauen lag auch im Schritt dieses Arbeiters: ich werde es ihr, der Mutter, schon noch zeigen, dass ich der Stärkere bin. Nicht nur im Blut und im Geschlecht, da sicher auch, aber viel mehr noch der Stärkere im Wegträumen von dem, was abfallen muss, wenn Menschen nebeneinander leben wollen, ohne sich immer wieder zu quälen. Er wird der Grössere sein, der mit dem Tännchen, das er noch heute Abend schmücken wird mit ihr, der er vieles verzeihen muss; und er wird in einer dauernderen Liebe bleiben als jener, der in einer Frühlingsnacht nach seiner Frau griff und sie nach ihm. —

Georgs Wagen stand. Es war ihm kaum bewusst geworden, dass er die ganze Zeit in einer schier unübersehbaren Schlange von Wagen gefahren war, Wagen, die alle nach Hause fuhren — wie seiner. Der Nebel lag nicht mehr so dicht, man konnte die Strassen übersehen. Nur die hohen Bogenlampen schwebten gleichsam noch in einem Schleier. Georg schloss den Wagen ab und ging auf die grosse Glastüre des Eingangs zu. Da stand ein Mann. Und obwohl das Gesicht des Wartenden im Schatten lag, wusste er sofort, wer da stand.

«Georg.» Es kam zögernd und leise von den Lippen des Wartenden. Georg antwortete nicht; er konnte nicht antworten, noch nicht. «Georg — zwei Worte nur — ich bitte Dich.» Wortlos öffnete Georg die Glastüre, hielt sie in der Hand, sodass Felix eintreten konnte, und ging zum Lift. Sie standen nebeneinander wie zwei Fremde. Als Georg die Wohnungstüre öffnete, blieb Felix im Vorraum stehen.

«Georg — ich habe kein Recht mehr, Dein Heim zu betreten, aber ich kann den heutigen Abend nicht feiern, ohne Dich wenigstens gesehen zu haben. Wir haben viele Jahre zusammen gelebt. Das können wir nicht ausstreichen, als ob nie etwas gewesen wäre. Das bleibt in meinem Leben so gut wie in Deinem. Das bleibt ein Stück von unserem Leben, von unseren Herzen. Das kann das Gegenwärtige nicht auslöschen.»

«Auch nicht das Kommende?» Georg erschrak vor sich selbst, so hart und anklägerisch hatte er die Worte gesprochen. Ihre Blicke begegneten sich zum ersten Mal. «Auch nicht das Kommende.» Felix hatte ganz ruhig erwideret, aber mit jener leisen Bestimmtheit, die jeden Zweifel ausschloss. Das Schweigen zwischen ihnen wurde unerträglich. Endlich brach es Georg: «Lass mir Zeit.»

Felix legte seine Hand auf die Rechte Georgs, die immer noch die Türklinke zum Wohnraum hielt. Nahe dem Gesicht des Anderen sagte er, kaum hörbar: «Ich danke Dir — und — gute Weihnacht.» Dann fiel die Wohnungstür hinter ihm ins Schloss.

Georg stand immer noch unbeweglich. Er lauschte auf die sich entfernenden Schritte wie ehedem, hörte das Oeffnen und Schliessen der Lifttüren, das Summen des abwärtsfahrenden Fahrstuhls, bis das leise Knacken ihm die Gewissheit gab, dass Felix das Haus verlassen hatte. Dann erst betrat er sein neues Heim.

Er warf sich in einen Sessel und überliess sich den Gedanken, die ihn in die Zange nahmen. Seltsam: er hatte sich gefeit geglaubt gegen das Vergangene; dennoch rief die Begegnung mit Felix in ihm alles wieder wach, was er endgültig begraben wollte. Er hatte diese Gestalt mit allen Sinnen wieder wahrgenommen, der er so lange verfallen gewesen war. Aber mehr noch: er hatte wieder die starke Kraft dieser Persönlichkeit gespürt, die ihn einst zum Manne gebildet hatte, der er mehr verdankte als seinen Eltern. Wohl liessen sie ihn angemessen erziehen und

auch nach ihrer Scheidung sorgten sie für ihn in allen Aeusserlichkeiten, aber geliebt hatten sie ihn wohl nie. Es gab wohl zuviel Trennendes im Leben seiner Eltern, als dass sie ihm selbst eine innere Heimat hätten geben können. Er blieb die Frucht einer misslungenen Ehe. Nur Felix verdankte er alles: sein Denken, sein Wissen, sein Handeln.

Und wie war es damals bei ihm gewesen? Hatte nicht auch ein Aelterer bereits neben Felix gestanden? War nicht auch er, Georg, der junge Mensch gewesen, der nach und nach einen Platz einnahm, der schon seit Jahren einem Anderen gehörte? Der Andere hatte es verwunden und war, nach Jahren zwar erst, in einer neuen Liebe geborgen. Aber es gab auch damals eine schlimme Trennung.

Und was geschah jetzt? «Ich muss mein Leben so leben, dass es meine Kraft bereichert. Ich habe nicht mehr allzuviel Zeit. Wenn Du diese Gegebenheiten erkennen willst, ist alles gut. Stellst Du Dich gegen sie, so werde ich dennoch den Weg einschlagen, der mir richtig erscheint.» Das waren die Worte, die Georg in jener bösen Auseinandersetzung zu hören bekommen hatte. Waren sie wirklich böse? Bargen sie nicht vielmehr klar und unwidersprechbar die Wahrheit, eine Wahrheit, die kein wehleidiges Mitleid in sich schloss, aber dennoch Wahrheit war und angenommen werden musste? Wusste er sich selbst denn frei von Schuld, wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden durfte? Hatte nicht auch er hin und wieder einer Lockung nachgegeben? Und heute Abend? War nicht auch von ihm die geforderte, unlösbare Bindung gebrochen worden, als er den jungen Arbeiter mit seinen Blicken abtastete? Bleiben wir nicht alle der immer wieder neu auftauchenden Begegnung, von der wir uns den Himmel des Daseins versprechen, ausgeliefert? Werden wir nicht immer wieder schuldig, solange unsere Augen noch sehen können und unser Blut noch Wünsche hat? —

Georg trat auf den Balkon hinaus. Die ersten Flocken fielen. Sein Fuss stiess an die misshandelten Aeste. Beschämt hob er sie auf und begann seinen Wohnraum zu schmücken. Er holte den alten glitzernden Tand aus den Schachteln und steckte die Kerzen auf. In der Nacht draussen hallten die Zehnuhrsschläge von den Türmen. Es war wohl jetzt die Stunde, in der den Menschen, die guten Willens sind, viel verheissen worden war; nicht den Menschen, die in markloser Weichheit alle Fragwürdigkeiten verzeihen, aber den Menschen, die bereit waren, das Ueberpersönliche entscheiden zu lassen, das Grössere als den eigenen Anspruch. Er nahm die schönen Bildbände wieder aus seinem Regal, holte die festlichen Hüllen und Bänder hervor und legte die geschmückten Pakete auf den weissen Tisch mit den Silbersternen. Und dann nahm er noch einen schmalen

Band Gedichte, den er sehr liebte, schmückte ihn besonders sorgfältig und legte eine kleine Karte dazu: Für einen jungen Menschen auf den weiten Weg.

Nun war alles bereit. Auf dem Nebentisch stand der Apparat. Georg wusste, Felix würde ihn heute Abend nicht mehr rufen. Jetzt war es an ihm, die heilenden Worte zu sagen.



Georg nahm den Hörer ab. — Auch er war bereit. — — —